

Im Gespräch mit Peter Geyer

Peter Geyer hat sich in den letzten Jahrzehnten als Bergführer, als Ausbilder und aufgrund seines Engagements um die Bergführerschaft national und international einen Namen gemacht und seine Spuren hinterlassen. Wir haben den 68-jährigen in seiner Wahlheimat im Berchtesgadenerland zu einem Interview bezüglich seiner Erfahrungen mit dem Gehen am kurzen Seil getroffen – letztendlich ist daraus mehr geworden. Peter Geyer war ber(g)sönlichkeit in bergundsteigen #55 (2/06).



1965 im Wilden Kaiser

Als Grandseigneur der nationalen und internationalen Bergführerschaft hast du die Entwicklung des Bergsteigens und des Bergführerberufs ein halbes Jahrhundert lang nicht nur miterlebt, sondern in manchen Bereichen auch mitbestimmt. Was hat sich verändert?

Die größte Veränderung ist wohl, dass es im Führerbereich nichts mehr gibt, was es nicht gibt. Alles, was am Berg denkbar ist, wird am Markt auch angeboten.

Was momentan weltweit durch verschiedene Veranstalter – insbesondere im Expeditionssegment – veranstaltet wird, finde ich allerdings recht denkwürdig und auch hinterfragenswert. Ich verfolge diese Entwicklung ja schon recht lange und nach der Everest-Tragödie im Mai 1996 wurde die Kommerzialisierung an den 8.000ern heftig diskutiert. Damals ging es in erster Linie um die Gruppengrößen bzw. das Führer-zu-Teilnehmer-Verhältnis. Auch ich wurde heftig kritisiert, weil ich dafür plädierte, dass wenn bei der Auswahl der Teilnehmer - auch aus ethischer Sicht - konsequent die „Mündigkeit“ für die zu erwarteten Anforderungen eingefordert wird, ein Führer-zu-Teilnehmer-

Verhältnis eher zweitrangig ist. Zum Zeitpunkt der Tragödie war ich gerade bei einem internationalen Bergführertreffen in Kanada, wo es genau um das kommerzielle Expeditionsbergsteigen ging. Die Kontroversen unter den Teilnehmern waren groß, doch als in der Nacht dann das Unglück bzw. Details bekannt wurden, war am nächsten Tag alles anders und wir waren uns über Faktoren wie Ethik sowie die zwingenden Voraussetzungen der Teilnehmer schnell einig. Sehr bemerkenswert war damals auch die Entscheidung der Führung des DAV-Summit-Clubs, dass eine vollbesetzte Expedition zum Everest, die ich leiten sollte, aufgrund mangelnder Höhenerfahrung der Teilnehmer nach meinem Anraten abgesagt wurde. Dabei muss man sagen, dass die kommerziellen Expeditionen vor 20 Jahren mit den heutigen Angeboten kaum zu vergleichen sind! Meiner Ansicht nach geht mit den heute angebotenen „schnellen Aktionen“ sehr viel verloren. Die Vorteile sind zwar greifbar, aber vom Erlebnis her ist es eher Konsum als Abenteuer mit allem dem, was eben eine längere Unternehmung ausmacht. Es wird gebucht, gekauft und abgeholt.

Zweifellos erfüllen dabei die Anbieter sehr professionell die Wünsche ihrer Kunden. Und die Kunden haben Geld, aber keine Zeit. Die so zustande kommenden Aktionen finde ich aber nicht gut und in meinem persönlichen Berufsbild als Führer/Leiter nicht erstrebenswert.

Dennoch existiert auch nach wie vor der Bereich des klassischen Führens, wie es ihn schon immer gegeben hat. Dabei kommt es derzeit in manchen Disziplinen, wie beispielsweise im Hochtourensegment, geradezu zu einem Boom. Große Veränderungen bringt dabei nicht zuletzt der naturräumliche Wandel im Hochgebirge mit sich, der für uns Bergführer aber in erster Linie eine Chance ist. In den Alpen haben sich viele klassische Anstiege verändert und hier kann der Bergführer seinen Gästen ein Angebot machen, das perfekt zu deren Bedürfnissen passt und auf die Veränderungen der Bergwelt abgestimmt ist. Wichtig ist dabei aber auch, dass es Grenzen gibt und nicht überall

alles möglich ist. Manchmal muss man einfach auch akzeptieren, dass ein Anstieg nicht mehr geht oder zu gefährlich geworden ist. Kritisch gewordene Passagen auf beliebten Standardtouren mit Sicherungen, Leitern oder Brücken gangbar zu halten oder zu machen, ist in Ordnung, jedoch nicht um jeden Preis – und neben den voll erschlossenen Gebieten braucht es auch ursprüngliche Räume.

Wie hat sich der Beruf des Bergführers und deine Bergführertätigkeit verändert?

In meinen 40 Jahren in der Bergführerausbildung konnte ich immer Veränderungen im Berufsbild feststellen, wobei es immer wellenförmig geht. In den 70er-Jahren wollten die wenigsten Führer hauptberuflich unterwegs sein, sondern arbeiteten in erster Linie nebenberuflich. Ende der 80er-Jahre konnten wir dann feststellen, dass immer mehr Leute den Bergführerberuf auch hauptberuflich, zumindest eine gewisse Zeit lang, ausüben wollen.



1968 am Eiger

Tatsächlich kann man als Bergführer auch ein Leben lang arbeiten und davon leben! Wichtig ist dabei, dass die Einstellung dazu, der Körper und auch der Kopf stimmen. Ich persönlich tat in meinem Berufsleben nichts anderes. Natürlich braucht man dazu seine Gäste oder das entsprechende Berufsfeld. So war bei mir die Tätigkeit in der Bergführerausbildung auch sehr wichtig, mit der alleine ich im Jahr teilweise an die 100 Tage beschäftigt war. Es geht aber nichts von alleine! Du musst das Bergführersein auch durchstehen können: Nicht jeder Tag ist gleich und nicht jeder Tag ist sonnig. Unterwegs sein zu dürfen ist phantastisch, unterwegs sein zu müssen – kann brutal hart sein!

Es muss dir auch den Gästen gegenüber das Feuer bleiben. Um begeistern zu können, musst du selbst begeistert sein. Authentisch zu sein, dich und die Kunden motivieren zu können, das ist ganz wichtig. Du musst auch versuchen, relativ schnell deine eigene Linie zu finden. Am Anfang war meine Einstellung auch nicht richtig: Die Gäste haben mich für eine Aktion bezahlt und ich habe ihnen diese Leistung geboten. Sehr zielfixiert, ohne Kompromisse – und wenn ich sie am Hals hinaufgezogen habe ... Bald habe ich bemerkt, dass ich relativ wenige „Wiederholungstäter“, sprich Stammkunden hatte und ich begann mich zu hinterfragen. Ich analysierte die Sache und merkte, dass ich relativ oft am Anschlag unterwegs war und meine Gäste sowieso. Aus dieser Einsicht heraus entwickelte ich nach und nach meine eigene Linie, die ich bis heute durchgezogen habe. Ich habe dabei auf Ziele verzichtet und auch meine Gäste mussten lernen zu verzichten. Durch gute Kommunikation und nachvollziehbare Begründungen war es aber kein Problem und die Leute kamen wieder. Ein Stück weit muss man seine Gäste auch erziehen.

Für mich besteht die Krux bzw. die zentrale Herausforderung beim Führen in der steten Suche nach dem Optimum. Man könnte es auch als Weg zu einer professionellen Bescheidenheit nennen. Der „Superführer“ ist jener, der sich mit seinen Gästen immer im optimalen Bereich bewegt, möglichst immer in einer Komfortzone. Das spürt der gute Führer ebenso wie er merkt, wenn er am Anschlag ist. Im optimalen Bereich bin ich flexibel in meinen Entscheidungen und ver füge über eine durchgehende Handlungsfä-

1982 am Denali



higkeit mit Reserven. Ich habe in diesem Bereich eine Fehlertoleranz und die ist notwendig, weil Fehler macht jeder! Diesen Spielraum muss man sich konsequent erarbeiten. Seit Jahrzehnten und täglich in der Vorbereitung geht es für mich um diesen optimalen Bereich, in dem ich mit meinen Gästen unterwegs sein will.

Das ist natürlich leichter, wenn du die Freiheit hast, nicht alles machen zu müssen. Ich würde sagen, dass dies auch der Schlüssel für eine Bergführertätigkeit ist, in der negative Überraschungen seltener werden und eine größtmögliche Sicherheit meist durchgehend geboten werden kann. Die Motivation und Einstellung zum Führen ist zweifellos unterschiedlich, ich selbst sehe das Führen als Privileg und tue gut daran - auch meinen Gästen zuliebe - es als solches zu verstehen.

Was sind die zukünftigen Herausforderungen für Führerinnen und Führer?

Was das Führen betrifft, ist es wichtig, realistisch und mit einer Portion Demut auf die naturräumlichen Veränderungen zu blicken. Der Bergführer ist der Multiplikator, der die Veränderungen aufzeigen und den richtigen Umgang mit der Natur in seinem Bereich vermitteln kann. Wenn ich z.B. daheim im Nationalpark Berchtesgaden arbeite, kann ich dort viele Informationen weitergeben, die ein echter Mehrwert für meine Gäste sind – und die das auch sehr schätzen. Das alles natürlich ohne erhobenen Zeigefinger.



Gerade bei Gästen, die der Natur sehr fern stehen, kann ich hier viel erreichen. Nimmt man als Führer diese Möglichkeit wahr, dann ist der Gast dankbar. Die Herausforderung liegt meiner Meinung nach darin, über die technischen Grundlagen hinaus, auch sozusagen erzieherisch tätig zu sein und den Leuten den Horizont zu weiten. Dadurch kann man auch bei ungünstigen Verhältnissen einen tollen Tag bieten.

Ich kann Menschen, die hungrig sind, einen Brocken Fleisch hinwerfen und sie werden satt – auf den Berg bezogen ist das z.B. der Gipfelerfolg. Ich kann aber auch mehr bieten als nur Fleisch, kann den Teller mit Beilagen garnieren und dann wird das Essen bzw. die Tour zum Erlebnis und Genuss. Natürlich geht es bei einer Kletterführung in erster Linie um den Durchstieg, aber am Gipfel, am Stand oder beim Abstieg bietet sich immer die Gelegenheit, den Kunden Informationen zu geben oder sie mit interessanten Geschichten zu überraschen.

Im Lichte einer zunehmenden Professionalisierung des Bergsportmarktes, wo Vereinssektionen mit Reisebürokonzeption oder andere Outdooranbieter im Berufssegment der Bergführerschaft arbeiten, wird es für den klassischen Bergführer immer schwieriger sich zu behaupten. Wie siehst du die Sachlage und die Rolle von neuen Berufsgruppen wie Bergwanderführer, Sportkletterlehrer, Outdoortrainer und die Rolle des ehrenamtlich ausgebildeten, aber entgeltlich tätigen Führungspersonals?

Ich sehe hier das Beispiel der Kanadier. Das Führerwesen hat sich in Kanada in den 70er- bis 80er-Jahren stark entwickelt und es gab anfänglich zu wenige ausgebildete Bergführer. Um den Bedarf zu decken entschloss man sich, spezifische Qualifikationen wie z.B. einen Kletterlehrer zu entwickeln. Irgendwann ist man dann draufgekommen, dass für den Bergführer nur mehr die riskanten Bereiche übrig bleiben, weil die anderen Führungspersonen die „entspannten“ Tätigkeiten abdecken. Eine solche Entwicklung ist natürlich problematisch.

Als ich noch in der Ausbildung tätig war, wurde an mich sehr massiv der Wunsch nach einer Ausbildung für Bergwanderführer herangetragen. Ich bestand darauf, dass wir zuerst den Bedarf klären müssen, wobei

dieser aber nicht von der Anzahl der Bergwanderführer aspiranten ausgehen darf, sondern vom Markt. Irgendwann war es dann soweit und wir führten eine solche Ausbildung ein. Ob es in Deutschland eine eigene Kletterlehrerausbildung braucht, wird man sehen. Insgesamt kann ich aber in Zeiten wie heute, wo ein Bergführer genügend Arbeit hat, sehr gut mit der Entwicklung von Spartenbildungen leben. Was die ehrenamtlichen Führer angeht, so gibt es natürlich die Wunschvorstellung, dass diese im Ausbildungssegment bleiben sollten und nicht zum klassischen Führen gehen. Es gibt natürlich schon immer wieder Situationen, wo ehrenamtliche Führer mit großen Gruppe sehr ambitionierte Ziele machen, die für mich als Profi undenkbar wären. Aber die Unfallzahlen zeigen, dass es hier kein allzu großes Problem gibt, da im Vereinssegment verhältnismäßig wenig Unfälle vorkommen und die Führerinnen und Führer ihre Grenzen recht gut einschätzen können. Für mich persönlich steht der Erlebniswert im Vordergrund und hier kann ich als Bergführer mit kleinen Gruppen natürlich viel mehr machen. Insgesamt sehe ich persönlich die Situation daher sehr entspannt.

Das Thema Risiko spielte und spielt im Beruf nach wie vor eine große Rolle. Wie hat sich der Anspruch der Kunden und das Selbstbild der FührerInnen geändert?

Im Führerbereich geht man mittlerweile deutlich sensibler mit dem Begriff Sicherheit um, v.a. wenn man etwas darüber schreibt. Wenn wir Bergführer von Sicherheit reden, müssen wir erklären, was wir damit meinen. In technischen Bereichen gibt es Sicherheitsstufen und Standards – bei uns, wenn ich es nicht erkläre, gibt es nur „sicher“ oder „gefährlich“. Mein Weg ist es, nicht den Begriff Sicherheit zu verdammen, sondern mehr mit dem Risikobegriff zu arbeiten. Risiko kann ich auch wesentlich besser erklären. Als typischer Sicherheitsdenker kenne ich nur schwarz oder weiß. Wenn ich mit dem Risikobegriff arbeite, kann ich viel mehr auf die unterschiedlichen Umstände und Verhältnisse eingehen. Die Entwicklung v.a. nach dem Jamtal-Unfall am 28. Dezember 1999 ist jene, dass heute anders kommuniziert wird – innerhalb der Führerschaft und auch nach außen hin! Gerade in Galtür musste ich mich nach dem Unfall sehr hässlichen Interviews stellen, jetzt kann ich ganz



anders argumentieren und es auch der Öffentlichkeit verständlich machen. Jahrzehntlang hatten Bergführer mit Sicherheit geworben. Um glaubhaft zu bleiben, hat die aus dem Jamtal-Unfall entstandene Diskussion ganz gut getan. Der Führer arbeitet seither deutlich mehr mit einem differenzierten Risikobegriff. Der Anspruch der Kunden ist natürlich nach wie vor jener, dass man einen Bergführer nimmt, um sicher wieder heimzukommen. Der Gast kommuniziert zwar nach außen hin mitunter schon ganz gerne die Gefahr der durchgeführten Tour, aber vom Bergführer verlangt er Sicherheit!

Was Risiko und Sicherheit angeht, ist es auch hier wichtig, eine persönliche Linie mit entsprechendem Rückgrat zu verfolgen. Liegt man dabei nicht im optimalen Bereich und gibt dem Bedürfnis der Gäste nach unverspurten Linien oder dem Gipfelerfolg immer nach, kommt man zwangsläufig in riskante Situationen. Führer, die wöchentlich wechselnde Gruppen haben, tun sich hier wesentlich schwieriger ihren Stil zu entwickeln, umzusetzen und transparent zu vermitteln, als solche, die mit Stammgästen unterwegs sind. Bewusstseinsbildung braucht Zeit und Aufwand sowie die entsprechenden Rahmenbedingungen.

Was sind dabei die heikelsten Themen?

Das Führen im Winter und die Führungstechnik am kurzen Seil.



Die Anwendung des kurzen Seils hat sich im Laufe der Zeit durchaus verändert. Zu dritt oder viert sieht man heute kaum noch geführte Partien. Siehst du hier eine Entwicklung und einen Fortschritt?

Im Grunde besteht die einzige Chance darin, das Risiko über die Anzahl der Teilnehmer zu reduzieren. Das heißt, nur mit einem Gast unterwegs zu sein. Anfang der 80er-Jahre hatte ich in Chamonix einen einwöchigen Workshop organisiert, wo es ausschließlich um das Thema „kurzes Seil“ ging. Wir machten haarsträubende Versuche – auch mit Steigeisen in steilen Flanken – mit dem Ergebnis, dass es am Führer-zu-Gast-Verhältnis und an den aktuellen Verhältnissen liegt, ob man den Gast halten kann oder nicht. Insgesamt ist es einfach wichtig, das Gehen am kurzen Seil soweit als möglich zu reduzieren! In der Ausbildung haben wir das dann sofort übernommen, die Umsetzung in der Praxis hat aber Jahre gedauert und dauert noch immer an. Der Kommerz hat hier das Sicherheitsbedürfnis und die Einsicht das Risiko betreffend verlangsamt. Wie einfach es wäre, wenn man sich einig ist, zeigt

die Watzmann-Ostwand. Seit zwei Jahren gehen wir diesen Klassiker der Ostalpen nur mehr mit einem Gast. Prinzipiell weiß ja jeder, dass dieses Führer-zu-Gast-Verhältnis klug und auch für den Gast optimal ist – aber keiner möchte eine „Regel“ daraus machen.

Doch wo ist dabei die Grenze des Vertretbaren? Konkretes Beispiel: Ist es aus deiner Sicht seriös, wenn eine Alpinschule den Bianco-Grat mit zwei Gästen ausschreibt? Und gibt es eine Bergführerethik, die sich darauf bezieht, dass man die Regeln der lokalen Bergführer einhält. In der Praxis würde das bedeuten, dass man am Matterhorn mit einem und am Glockner mit drei Gästen geht.

Ich muss auseinanderhalten, ob ich mich an lokale Regeln halte, weil ich überzeugt bin, dass ich es mit mehr Leuten nicht im Griff habe, oder es nur dem Frieden unter den Kollegen dient. Das Gehen am kurzen Seil mit einem Gast kann nur deutlich unterstrichen werden – egal, wo ich unterwegs bin! Ich habe aber auch Kunden, die sehr gut sind, und wenn die Verhältnisse optimal sind, muss ich die Freiheit haben, auch einmal zwei Leute zu nehmen. Ich muss mir aber sicher sein, dass ich alle entscheidenden Parameter kenne und weiß, welche Kompromisse ich eingehe. Hier besteht wieder ein großer Unterschied zwischen dem individuellen Bergführer, der seine Leute mit ihren Stärken und Schwächen kennt und den Zeitpunkt und die Rahmenbedingungen so wählen kann, dass er im Optimum unterwegs ist, oder dem Führer eines Veranstalter, der weitgehend fremdbestimmt ist und diese Möglichkeiten nicht hat. Ein Veranstalter müsste daher eigentlich, zumindest in der Planung, defensiver unterwegs sein als ein Privatführer – tatsächlich ist es aber oft umgekehrt. Nochmals: Es ist einfach wichtig für mich selbst zu klären, welches Berufsbild ich habe und was ich zu tun bereit bin. In diesem, meinem Berufsbild bzw. Berufsverständnis muss ich entscheiden, ob ich mich in der Hauptsaison am Hörnligrat einreihen möchte oder nicht! Ich persönlich war das letzte Mal im Februar bei super Verhältnissen am Hörnligrat – was für ein Tag.

Wäre es als Gast schlauer, sich einen Privatführer zu suchen bzw. auf dessen individuelle Kompetenz zu setzen, an-

statt zu einem großen Anbieter zu gehen? Und was darf diese Kompetenz mehr kosten?

Natürlich hat man mit einem Bergführer, den man kennt und der einen kennt, mehr Möglichkeiten am eigenen Optimum unterwegs zu sein und daher wäre es schlauer. Ich finde, dass ich rund ein Drittel mehr verrechnen müsste, da ich als Bergführer zeitlich flexibler sein muss und mein Engagement deutlich höher ist. Doch den Mehrwert eines Privatbergführers muss man als Kunde erst einmal gespürt haben. Die Programme von Alpinschulen sind irrsinnig gut aufbereitet, die sprühen vor Erlebniswert. Aber erst wenn man unterwegs ist, kann man den tatsächlichen Wert der verschiedenen Angebote erkennen. Als Führer muss man die „guten“ Gäste auch pflegen – und Gäste, die nicht zu einem passen, muss man auch ablehnen.

Jetzt bist du selbst nicht der größte und schwerste Bergführer. Was war deine Technik und Strategie beim Gehen am kurzen Seil?

Vielleicht war es mein persönliches Berufsbild, das mir da am meisten geholfen hat. Vielleicht habe ich mir durch meine Tätigkeit und Verantwortung in der Bergführerausbildung auch etwas mehr Gedanken machen müssen als andere. Ich war 40 Jahre an diesem Thema dran und beschäftigte mich sehr intensiv mit dieser kritischen Materie. Mein Bewusstsein und mein Respekt vor dieser Technik war und ist vermutlich manchmal etwas differenzierter und höher als bei manchen Kollegen – vielleicht bin ich aber auch in bestimmten Situationen nur der größere „Scheißer“.



Am kurzen Seil bin ich fast immer 1:1 unterwegs. Ich versuchte und versuche Touren so auszuwählen, dass ich das kurze Seil soweit als möglich reduzieren und andere Sicherungsalternativen nutzen konnte. Dabei muss man sich zum guten Arbeiten, hier zum Sichern, oft auch zwingen.

Wichtig ist es auch, die Touren nachzubereiten und darüber nachzudenken, ob man wirklich alles stimmig gemacht hat. Es gibt Touren, da hat im Nachhinein alles gepasst und da freue ich mich und klopfe mir auch selbst mal auf die Schulter. Das ist dann auch der Schlüssel zum gelungenen Bergenerlebnis. Manchmal klappt es aber nicht optimal und ich hatte auch zwei heikle Situationen am Firngrat, wo ich springen musste. Da hat dann aber meine Position gepasst und ich konnte einen Absturz vermeiden. Ich weiß, dass ich bestimmt nicht immer absolut richtig bzw. stimmig handle, aber ich versuche es zumindest und reflektiere mein Tun auch nach einem scheinbar guten Tag.

Ist das kurze Seil eine Technik exklusiv für Bergführer, für alpines Führungspersonal allgemein oder für jedermann?

Der Bergführer hat aufgrund seiner Voraussetzungen – Erfahrung, Können, Ausbildung – die Möglichkeit, das kurze Seil richtig anzuwenden. Wenn es andere Personen gibt, die dieselben Voraussetzungen haben, warum nicht. Es ist egal, als welcher Führer ich unterwegs bin – ob als Profi, ehrenamtlich oder privat –, ich muss immer handlungsfähig bleiben und da ist das kurze Seil eine Technik, die einen z.B. in die Lage versetzt, in einer Notsituation auch Hilfestellung zu geben. Die Frage, ob eine Technik dann auch missbraucht wird oder nicht, stellt sich für mich nicht – entscheidend ist der Erhalt der Handlungsfähigkeit. Und wenn man eine Technik einmal braucht, dann sollte sie richtig angewandt werden.

In der Ausbildung ist das kurze Seil zwar ein sehr risikoträchtiger Bereich, wo Materialverschleiß und Blessuren bei den Sturz- und Halteversuchen an der Tagesordnung stehen, aber er gehört im nötigen Umfang und mit der gebotenen Ernsthaftigkeit dazu. Glücklicherweise ist uns in der Bergführerausbildung in all den Jahren dabei nichts passiert – während in vielen anderen Bereichen „Fehler“ verziehen werden, gibt es beim kurzen Seil keine Toleranz!

Du hast dich ja nach dem Jamtalunfall gemeinsam mit Werner Munter sehr für die Formulierung von Obergrenzen, sog. Limits, eingesetzt. Sind Regeln und Standards der richtige Weg?

Regeln und Standards sind dann positiv zu sehen, wenn sie mir selber weiterhelfen und guttun – in meiner Rolle als Bergführer und darüber hinaus auch der gesamten Bergführerschaft. Entscheidend dabei ist, dass wir die Zeichen der Zeit erkennen, um uns diese Regeln noch selbst definieren bzw. auferlegen zu können.

Damals gab es eine große Diskussion darüber, was wir uns damit antun, ob wir mit diesen Regeln überhaupt noch unterwegs sein können. Ich habe mir dann überlegt, wo ich denn selber unterwegs bin: wo es mir taugt, wo ich im Optimum arbeite. Und das war dann eigentlich nie über diesen Grenzen hinaus, die wir definiert haben.

Am Anfang hatten wir wohl zu sehr die Angst, dass wir von außen, z.B. von der Justiz, etwas aufs Auge gedrückt bekommen und das wollten wir unbedingt vermeiden. Uns war natürlich auch voll bewusst, dass wir als Bergführer manchmal bei Verhältnissen unterwegs waren, die deutlich zu riskant waren. Mit diesen Regeln konnten wir diese Ausreißer verhindern und sollte dennoch ein Unfall passieren, haben wir die Möglichkeit zu argumentieren. Ich hatte mit der Formulierung der Limits die Möglichkeit, der Bergführerschaft auch etwas Gutes zu tun und ich bin auch heute noch der Ansicht, dass es eine gute Sache ist, mit der man arbeiten kann. Der Jamtalunfall war die Gelegenheit eine Regel zu formulieren und einzuführen, die ohne den Unfall wahrscheinlich nicht akzeptiert worden wäre.

Bräuchte es beim kurzen Seil auch eine Obergrenze, so etwas wie die Limits im Winter?

[nach langem Nachdenken] Ja, obwohl ich mir kaum vorstellen kann, dass dies umzusetzen oder zu formulieren ist.

Warum gibt es zum Gehen am kurzen Seil überhaupt kaum Kapitel und Anleitungen in Lehrbüchern?

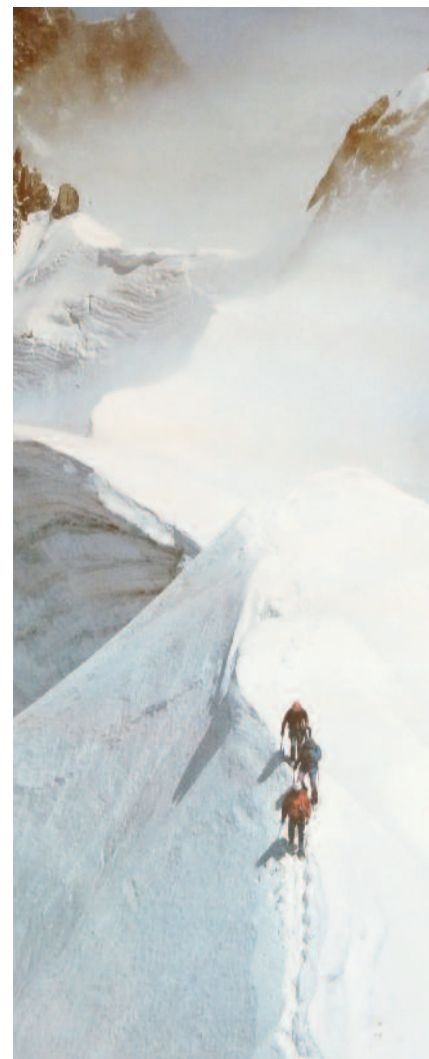
Mit Sicherheit hat man Publikationen darüber vermieden, um es in Bergführerkreisen zu halten.

„Ich gehe am kurzen Seil, weil mein Gast dann besser geht“ - stimmt das mit der psychologischen Sicherheit?

Ja, das muss ich wirklich gelten lassen und kann auch aus eigener Erfahrung sagen, dass es wirkt. Es ist tatsächlich ein riesiger Unterschied, ob ich den Gast am kurzen Seil habe oder er seilfrei nachsteigen muss. Dabei achte ich aber darauf, dass die Situationen, wo ein Sturz des Gastes zu einem Seilschaftssturz führt, absolut gering sind bzw. vermieden werden.

Das kurze Seil wird dazu verwendet, einen Sicherheitsgewinn zu erzielen und dem Gast Sicherheit zu geben – und nicht, um sich vor einer anderen, aufwändigeren Sicherungstechnik zu drücken.

Das Gespräch führten
Walter Würtl & Peter Plattner



Fotos: Archiv Geyer, Max Largo